

„Ein gutes Hospiz ist ein Beitrag zur Volksgesundheit“

Neue Ansätze in der Hospizbewegung wollen das Sterben zu Hause ermöglichen

von Jürgen Brenn

Keine neuen Hospize braucht das Land, sondern der Hospizgedanke muß weiter verbreitet und mit neuer Qualität gefüllt werden. Menschliches Sterben müsse wieder dort möglich sein, wo die Menschen sterben wollen. Eine „Auslagerung“ des Lebensendes in Hospize sei nicht wünschenswert. Welche Merkmale ein „hospizähnliches“ Konzept erfüllen müßte, erläuterte Professor Dr. Johann-Christoph Student in der Düsseldorfer Heinrich-Heine-Universität in einer Ringvorlesung zum Thema „Ethik in der Medizin“. Der Facharzt für Kinder- und Jugendpsychiatrie begleitet seit einiger Zeit als wissenschaftlicher Leiter ein Hospiz in Stuttgart.

In der deutschen Gesellschaft seien viele Traditionen verloren gegangen, die mit dem Tod zusammenhängen, erläuterte Student. Das soziale Netz versage kurz vor dem Ende des Lebens. Früher gab es hilfreiche „Rituale“, die wie ein Geländer wirkten, an dem sich die Betroffenen festhalten konnten. So wurde das Sterben früher „veröffentlicht“, so Student. Der Sterbende war zu Hause. Verwandte, Bekannte und Nachbarn besuchten ihn. Heute wird das Phänomen mehr und mehr tabuisiert und institutionalisiert. Nach Angaben von Student sterben derzeit rund 50 Prozent der Menschen im Krankenhaus, weitere 30 Prozent in Pflegeheimen. Nur noch in ländlichen Gegenden finde so etwas wie ritualisierte Trauerarbeit statt. „Totenwache und Besuche bei den Hinterbliebenen sind selten geworden“, sagte Student.

Bei all den Diskussionen werde völlig außer Acht gelassen, was die betroffenen Menschen wollen. Student sagte, jeder könne sich die Frage stellen: „Was ist mir wichtig bei meinem Tod?“ Nach einer „Blitzumfrage“ unter den Zuhörern der Ringvorlesung, faßte der Professor die am häufigsten genannten vier Wünsche zusammen:

- Ich möchte nicht allein sterben.
- Ich möchte ohne Schmerzen sterben.
- Ich möchte Dinge noch zu Ende bringen.
- Ich möchte den Sinn des Daseins in Frage stellen dürfen.

Student sprach von „vier Dimensionen“, die von den Wünschen abgedeckt werden; die soziale, die körperliche, die psychische und die spirituelle Dimension.

In vertrauter Umgebung sterben

Die Wünsche seien indirekt damit verbunden, daß die Menschen zu Hause sterben können, stellte Student fest. Er forderte, man müsse ihnen ermöglichen, im eigenen Bett zu sterben. Darauf solle sich die Hospizbewegung konzentrieren und dies als ihre künftige Herausforderung ansehen.

Der Sterbende und seine Angehörigen sind gemeinsam Adressaten des Hospizdienstes. Die Angehörigen benötigen nach Auffassung von Student nicht weniger Aufmerksamkeit und Fürsorge als der Sterbende selbst. Student sagte, ihm sei klar, daß dies besonders für Ärzte ein sehr ungewöhnlicher Ansatz sei.

Auf den Angehörigen laste ein großer psychischer und physischer Druck, so Student. Deshalb müsse die Familie durch ein interdisziplinäres Team unterstützt werden. In ein solches Team gehören nach Meinung von Student neben dem Arzt Krankenschwestern, Sozialarbeiter, Seelsorger und auch freiwillige Helferinnen und Helfer. Sie seien ein wichtiges Bindeglied zwischen der oft überforderten Familie, dem spezialisierten Team und dem Gemeinwesen. Hierbei gehe es um alltägliche Dinge wie Einkaufen, Haushaltsarbeiten oder einfach, „daß jemand da ist“.

Die Kontinuität der Betreuung müsse gewährleistet sein. Das Team soll der Familie 24 Stunden an sieben Tagen in der Woche zur Verfügung stehen. Nur damit ist es möglich, daß die Leute zu Hause sterben können. Das hört sich personalaufwendiger an, als es ist. In der Regel reiche die Rufbereitschaft, so Student.

Die Ärztinnen und Ärzte müßten spezielle Kenntnisse in der Symptomkontrolle haben, forderte Student. 70 bis 80 Prozent der Patienten in der Bundesrepublik würden unter Schmerzen leiden, die medizinisch nicht erforderlich seien. Im Bereich der Palliativmedizin sei Deutschland noch ein Entwicklungsland, bemängelte er. Zu einer sinnvollen Betreuungsarbeit gehöre, daß die Angehörigen ein Stück weiter in der Trauerzeit begleitet werden. So könnten auch frühzeitig Krankheiten erkannt werden, die mit den Belastungen zusammenhängen.